

Jesus in den Religionen

I: Im Judentum

Vortrag am 17. März 2003 in der Sendung Credo bei Radio Horeb

Über Jesus in den Religionen sollen wir heute und in den beiden folgenden Sendungen miteinander reden; d. h. über die Frage, wie die großen nichtchristlichen Religionen ihn sehen - und von da ausgehend können wir Christen uns dann auch neu und tiefer bewusst werden, wie *wir* ihn sehen und welche Konsequenzen das für unser Leben haben sollte.

Wenn wir über nichtchristliche Religionen sprechen, müssen wir es immer mit großem Respekt vor der Überzeugung der anderen tun, aber gleichzeitig mit einem klaren Blick, um zu unterscheiden, was zwischen einer bestimmten nichtchristlichen Religion und dem Christentum gleich ist und was unterschiedlich oder gegensätzlich ist.

Wir beginnen mit der Religion, die uns Christen am nächsten steht, dem Judentum. Das Judentum steht uns Christen derart nahe, dass wir es als unsere eigene Wurzel, als den Ursprung und den Anfang unserer eigenen Religion ansehen müssen. Der erste Satz des Hebräerbriefs bringt das kurz und prägnant auf den Punkt: "Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten, in dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn ..."

Das aber ist genau der Punkt, der seit der Zeit der Apostel uns Christen von denjenigen Juden trennt, die diesen Anspruch nicht akzeptiert haben, den Anspruch, dass Jesus "der Sohn" in einem ganz einmaligen Sinn des Wortes ist, der ewige Sohn, dem Vater in allem gleich, der für uns wahrer Mensch geworden ist.

Es muss für die Zeit- und Volksgenossen Jesu, die ja streng in der Eingottreligion erzogen waren und nichts darüber erfahren hatten, dass es mehrere Personen in Gott geben sollte, sehr schwer gewesen sein, Worte Jesu zu verkraften wie dieses: "Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert" (Mt 10,37; vgl. Lk 14,26); oder wenn Jesus verlangt, dass man bereit sein müsse, notfalls das eigene Leben um seinetwillen zu verlieren (Mk 8,35 parr.); oder wenn er sagt: "Wer sich ... vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen." (Mt 32f parr.)

Ein gläubiger Jude hätte diesen Sätzen gegenüber keine Bedenken gehabt, wenn es darin statt "ich" "Gott" geheißen hätte: Dass man Gott mehr lieben muss als Vater und Mutter, ... sich zu ihm bekennen muss, selbst dann, wenn es das irdische Leben kosten sollte, das wusste er. Aber dass jetzt ein Mensch da war, der das auf sich selbst bezog, das war hart.

Im Johannesevangelium sagt es Jesus den Jerusalemer Tempeltheologen gegenüber noch in anderer Weise: "Ich und der Vater sind eins" (10,30); und: "Noch ehe Abraham wurde, bin ich" (8,58). Dass er verstanden wurde, beweist der folgende Vers: "Da hoben sie Steine auf, um sie auf ihn zu werfen ..."

In der Folgezeit hatten diese jüdischen Theologen dann mit anderen Juden zu tun, die Jünger Jesu geworden waren, ihn anbeteten und zu ihm sagten: "Mein Herr und mein Gott", wie Thomas im Johannesevangelium (20,28); oder die verkündeten:

"Jesus ist der Herr", wie Paulus bezeugt (1 Kor 12,3; Phil 2,11) – und das war der Ausdruck, mit dem die griechische Bibel den Gottesnamen Jahwe wiedergab.

Diesen Anspruch haben die höchsten jüdischen Autoritäten entschieden ablehnt, indem sie Jesus als Gotteslästerer verurteilt und dann vor Pilatus das römische Todesurteil erwirkt haben. Dass er ein Gotteslästerer gewesen sei, würde auf jeden Fall auch *stimmen*, wenn sein Anspruch nicht der Wahrheit entsprechen würde.

Zwischen dieser offiziellen Ablehnung seitens der jüdischen Autoritäten und dem vollen Bekenntnis der Jüngergemeinde zu Jesus als dem Herrn, dem ewigen Gottessohn, versuchten eine Reihe von Judenchristen einen *Mittelweg* zu finden, der heute weitgehend nicht mehr bekannt ist. Sie entwarfen die Theorie, Jesus habe zwar vor der Welt bereits existiert, sei jedoch nicht ewig und notwendig existierend, wie der eine Gott, sondern von Gott geschaffen wie die Engel, d. h. er sei im Grunde genommen *einer der höchsten Engel*.

Diese Theorie ist, wie gesagt, heute den meisten Menschen unbekannt, Forscher haben sie mühsam wiederentdeckt, aber sie hat ihre Spur im Neuen Testament hinterlassen. Das heißt: sie bringt die Erklärung für einige Abschnitte des Neuen Testaments, in denen der jeweilige Verfasser sich bemüht, zu zeigen, wie unvergleichlich Jesus *den Engeln überlegen* ist. Solange wir nichts von dieser Theorie wussten, war es eigentlich schwer, einsichtig zu machen, wieso das damals überhaupt ein Thema war. Faktisch hat die damalige Auseinandersetzung der biblischen Autoren mit dieser Ansicht uns einige der bedeutsamsten und schönsten Abschnitte über Jesus als den ewigen Gottessohn beschert.

Da ist zuerst und vor allem der bereits erwähnte Hebräerbrief, der gleich mit diesem Thema beginnt: "... in dieser Endzeit hat er (Gott) zu uns gesprochen durch den Sohn, den er zum Erben des Alls eingesetzt und durch den er auch die Welt erschaffen hat...; er trägt das All durch sein machtvolles Wort...; er ist um so viel erhabener geworden als die Engel, wie der Name, den er geerbt hat, ihren Namen überragt" (1,2-4).

An zweiter Stelle wäre der Kolosserbrief (1,16; 2,15-19) und der Epheserbrief zu nennen (1,20f), auf die ich nur hinweise.

Diese Aussagen des Neuen Testaments richteten sich, wie gesagt, gegen die Ansicht derer, die meinten, eine Zwischenlösung zwischen wahrer Gottheit Jesu und bloßem Menschsein suchen zu müssen. Die in dieser Richtung dachten, waren auf jeden Fall eine Minderheit; ebenso auch jene Juden, die den Anspruch Jesu voll angenommen hatten und sich als Christen eindeutig zu ihm als Messias, als Herrn und als Gott bekannten.

Die große Mehrheit des Volkes schloss sich dem Urteil der höchsten jüdischen Autoritäten an und lehnte diesen Anspruch entschieden und empört ab. Ihre Ansicht über ihn, so wie sie in den Evangelien wiedergegeben wird, besagt Folgendes:

Mit Hilfe des Anführers der Dämonen treibe Jesus die Dämonen aus Besessenen aus (Mt 12,24 parr.), ja, er selbst sei ein Samariter und von einem Dämon besessen (Joh 8,48). Sein Anspruch, Sünden nachzulassen, sei Gotteslästerung (Mt 9,3 parr.), und um so mehr seine bereits zitierte Behauptung: "Ich und der Vater sind eins" (Joh 10,30).

Nach der Verhaftung Jesu stellte ihm der Hohepriester Kajaphas im Verlauf des von ihm geleiteten Verhörs die Frage: "Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?" Die bejahende Antwort darauf rief als Reaktion das Urteil hervor: "Ihr

habt die Gotteslästerung gehört ... Er ist schuldig und muss sterben" (Mk 14,61-64 parr.)

Nach dem Tod Jesu heißt es von Seiten der Juden, die nicht an ihn glaubten: "Es fiel uns ein, dass dieser Betrüger, als er noch lebte, behauptet hat: Ich werde nach drei Tagen auferstehen" (Mt 27,63). Die von den Jüngern verkündete Auferstehung Jesu wird geleugnet, die Tatsache, dass sein Grab leer war, jedoch zugegeben. Sie wird damit erklärt, dass die Jünger seinen Leichnam gestohlen und weggebracht hätten. Dieses Gerücht, so heißt es bei Mt (28,15), sei "bis heute verbreitet", d. h. bis zur Zeit der Abfassung dieses Evangeliums.

Aus Angaben des christlichen Schriftstellers und Märtyrers Justin im 2. Jh. sowie aus dem Talmud, einer jüdischen Sammlung von Lehrsätzen und Gesetzesauslegungen, die vom 3. Jh. an fortschreitend entstanden ist, lässt sich entnehmen, dass unter Juden damals u. a. Folgendes über Jesus gesagt wurde: Er habe Zauberei betrieben und das Volk Israel verführt und irregeleitet; er sei am Vorabend des Pessachfestes als Irrlehrer und Verführer hingerichtet; und dass seine Jünger anschließend in seinem Namen Kranke geheilt hätten. – Es fällt auf: auch hier werden die Wunder Jesu und der Apostel als Tatsache nicht bestritten, sondern eher bestätigt.

Im Mittelalter war unter Juden ein phantasievoller, volkstümlicher Roman über Jesus weit verbreitet: die "Toledot Jeschu" (Erzählungen über Jesus), die wohl zwischen dem 5. und dem 7. Jh. entstanden sind. Wie phantasievoll diese Geschichten sind, zeigt sich besonders darin, dass sie zur Zeit Jesu in Israel eine "Königin Helene" auftreten und regieren lassen. Diese ist es sogar, die den jüdischen Hohen Rat versammelt, um über Jesus zu befinden. Auf einen solchen Gedanken können Schriftsteller nur gekommen sein aufgrund der Faszination, die *Kaiserin Helena*, die Mutter des Konstantin, ausgeübt hat, als sie als Pilgerin das Hl. Land besuchte und dort zwei Basiliken errichten ließ (Geburts- und Himmelfahrtskirche). Aber das war rund 300 Jahre nach Tod und Auferstehung Jesu gewesen (326). Zur Zeit der Abfassung des Romans war die Erinnerung an Helena offenbar noch wach, jedoch schon derart verschwommen, dass es möglich war, sie in eine ganz andere Zeit und eine ganz andere politische Situation zu versetzen. Dass passt am besten ins 5. oder 6. Jahrhundert.

Dieser Roman erzählt, Josef habe Maria heiraten wollen, diese sei jedoch von der Königin Helene einem anderen Mann zur Ehe gegeben worden. Josef hätte es daraufhin geschafft, diesen seinen Rivalen, namens Jochanan, bei sich zu Hause abends spät trunken zu machen. Dann sei er, Josef, zu Maria ins Haus geschlichen, habe vorgegeben, Jochanan zu sein, und habe mit ihr geschlafen. Als der Skandal aufflog, sei Jochanan vor Scham nach Babylon geflohen. Aus diesem freventlichen Beischlaf sei Jesus hervorgegangen, den Maria in Bethlehém bei einer Krippe geboren habe. Sie habe das Gerücht ausstreuen lassen, ihren Sohn ohne die Mitwirkung eines Mannes empfangen zu haben. "Aber, so heißt es, nur wer einfältig ist, wird ihr glauben."

Leugnung der Jungfrauengeburt also, jedoch auch hier wiederum keine Leugnung der Wunder, die Jesus später gewirkt hat. Ihre Erklärung durch Zauberei wird gleich vorangestellt. In einem Turm des Tempels in Jerusalem habe Jesus widerrechtlich den in einen Stein eingemeißelten Gottesnamen abgeschrieben und sich dadurch Zauberkraft angeeignet.

Auf diese Weise gedeutete Wunder erzählen die Toledot dann noch mehr, als deren in den Evangelien berichtet werden: nicht nur Heilungen von Gelähmten und Aussätzigen, sondern etwa auch die Erweckung vieler Toter auf einem Friedhof.

Nicht nur Brot und Fische habe er herbeigezaubert, sondern auch Fleisch, Wein und Holz zum Kochen. Auch Vögel habe er aus Lehm gebildet und gezaubert, dass sie fliegen konnten.

Aus der Haft sei Jesus zweimal von seinen Anhängern gewaltsam befreit worden. Erst beim dritten Mal sei die Verurteilung und Hinrichtung gelungen, da diesmal auch die Königin Helene ihn habe fallen lassen.

Eine neue Theorie bringen die Toledot hinsichtlich des leeren Grabes. Nicht mehr die Jünger Jesu werden des Leichenraubes beschuldigt, sondern um einen solchen Raub, der geplant war, zu verhindern, habe ein Rabbi Jehuda präventiv den Leichnam weggebracht. Nachdem dann die Jünger überall in Jerusalem vom leeren Grab berichtet und die Auferstehung verkündet hätten, zuletzt auch vor der Königin Helene, sei Jehuda mit dem Leichnam als Gegenbeweis gekommen. Daraufhin habe die Königin den jüdischen Gelehrten gegen die Jünger Recht gegeben.

Inzwischen werden derartige Romane offenbar seit langem nicht mehr gelesen. Ansätze zu einer positiven Neubewertung Jesu und des Christentums zeichnen sich heute bei einer Reihe von jüdischen Schriftstellern ab. Nach ihrer Sicht stehen wir Christen im Abrahamsbund, in jenem Bund, den Gott mit Abraham geschlossen hat und kraft dessen dieser der Vater vieler Völker werden sollte (Gen 12,15). Das Christentum sei eine Bewegung, die das Volk Israel ergänzt und zu den anderen Völkern hin ausweitet; eine Bewegung, die die Völker in den Bund Gottes mit Israel hineinnimmt, und dies aufgrund des jüdischen Bundesmittlers Jesus.

Näherhin meint einer dieser Autoren, David Flusser (Christianity, in: Contemporary Jewish Religious Thought, New York/London 1988, 61-66), die Juden könnten sowohl die Christen als auch die Moslems als "Gottesfürchtige" ansehen, als Nachkommen Noachs, die sich vom Heidentum losgesagt haben und gerettet werden, wenn sie nach ethischen Grundsätzen leben. Christen könnten als derartige Gottesfürchtige gelten, auch wenn sie an die Dreifaltigkeit Gottes glauben und die Heiligen verehren würden. Denn schon seit dem Mittelalter würden eine Reihe maßgeblicher jüdischer Theologen die Ansicht vertreten, dass es den Nichtjuden von Gott nicht verboten sei, religiösen Synkretismus (Vermischung der Religionen) zu betreiben. Demnach sei die Lehre, dass Gott dreifach Person ist, eine Vermischung des jüdischen Eingottglaubens mit dem Polytheismus der anderen Völker.

Besonders logisch erscheint mir das nicht, denn die Anerkennung der Christen als Gottesfürchtige wurde ja ein paar Zeilen vorher damit begründet, dass diese sich vom Heidentum losgesagt hätten – und das heißt doch, von der Vielgötterei losgesagt. Das haben sie aber nicht wirklich, wenn sie den Eingottglauben mit der Vielgötterei vermischt haben.

Wie dem auch sei, der Artikel von Flusser, in einem maßgeblichen jüdischen Lexikon veröffentlicht, ist das Beispiel eines Versuches jüdischerseits, über das Christentum positiver zu denken, als es in der Vergangenheit meist der Fall war. Diese positive Betrachtungsweise wird auch auf Jesus ausgeweitet – allerdings um den Preis, dass ihm die beiden christlichen Lehren abgesprochen werden, gegen die sich der jüdische Widerspruch richtet: seine Gottheit und die Bedeutung seines Todes als Sühnopfer für die ganze Menschheit. Diese beiden Lehren, so meint Flusser – zusammen mit den liberalen christlichen Theologen –, seien nicht von Jesus selbst verkündigt, sondern nachträglich von seinen Anhängern erdichtet worden. Allerdings müsse das sehr früh geschehen sein, nämlich bevor Paulus dazukam – und das war etwa vier Jahre nach dem Tod Jesu.

Damit aber zeigt sich die *Willkür* eines solchen Gedankens. Woher soll man so genau wissen, dass diese Lehren gerade innerhalb dieser vier Jahre aufgekommen sind? Wer außer Jesus hätte die Autorität gehabt, sie so wirksam durchzusetzen, dass sie im Endeffekt einheitlich in der gesamten christlichen Kirche zur Geltung kamen und weiter überliefert wurden? Dabei waren gerade in diesen ersten Jahren nach dem Tod Jesu so gut wie alle seine Anhänger Judenchristen, für die der Gedanke des Sühnetodes in dieser Form neu war und der Gedanke, dass ein Mensch gleichzeitig Gott sei, etwas bis dahin Unerhörtes. Wie sollte in dieser Situation jemand außer Jesus selbst die geistliche Autorität gehabt haben, diesen Lehren Geltung zu verschaffen – und wenn doch, wieso sollte dann ein solcher Lehrer völlig anonym geblieben sein?

Ich fasse kurz zusammen: Bei Flusser und einigen anderen jüdischen Autoren zeigt sich der Wille, über das Christentum und über Jesus weitaus positiver zu urteilen, als das jüdischerseits früher meist der Fall war. Gleichzeitig wird deutlich, welche christliche Lehren Juden, wenn sie nicht auch ihrerseits Christen werden wollen, nicht annehmen können:

- die Gottheit Jesu und, damit zusammenhängend, die Dreifaltigkeit Gottes;
- die Bedeutung des Todes Jesu als Sühnopfer für alle Menschen, so dass niemand zum Vater gelangen kann, außer durch ihn.

Nachtrag für das Internet

Was für Juden schwer anzunehmen ist, ist es erfahrungsgemäß auch für viele Nichtjuden, selbst dann, wenn es sich um Getaufte handelt.

Dieser erste Vortrag und die beiden nachfolgenden wollen eine Hilfestellung geben, um diese Dinge klarer in den Blick zu bekommen und das volle Bekenntnis des Glaubens an Jesus als den Herrn leichter und froher aussprechen zu können.

Die Erwähnung des Romans "Toledot Jeschu" soll keinerlei Vorwurf an irgendwelche Juden bedeuten. Wir Christen wissen nur allzu gut, welche Verbrechen – insbesondere Kindermord – unsere christlichen Vorfahren unsinnigerweise den Juden immer wieder angedichtet haben. Von diesem Roman zu reden war wichtig, weil er wie keine andere Quelle auf die für die Sendung gestellte Frage antwortet, wie Juden Jahrhunderte hindurch über Jesus gedacht haben. Er ist *auch* wichtig, weil er zeigt, wie fest auch in der jüdischen Überlieferung die Tatsächlichkeit der Wunder Jesu verankert ist – so fest, dass ihre Leugnung gar nicht erst in Frage kommt. Man kann das auch nicht einfach damit erklären, dass damals allen religiösen Führungsgestalten Wunder angedichtet worden seien – denn das stimmt nicht. Die drei größten religiösen Führungsgestalten, von denen Jesus zeitlich am nächsten umgeben ist, sind der Prophet Jeremia (ca. 600 v. Chr.), Johannes der Täufer (Zeitgenosse) und Mohammed (ca. 600 n. Chr.). Von *keinem* von ihnen wird ein Wunder berichtet, und Mohammed erklärt selbst, dass er keine solche wirkte (vgl. dazu den folgenden Vortrag). Christliche Führungsgestalten, wie Petrus und Paulus, habe ich nicht genannt. Von ihnen werden zwar Wunder berichtet, aber sie wirkten sie ausdrücklich unter Berufung auf Jesus. Diese Wunder gehen daher ausschließlich auf sein Konto und bestätigen zusätzlich *seinen* Anspruch. Vielleicht ist da doch etwas dran, was nachdenklich machen könnte.